

JUNG ISRAEL

Illustrierte Halbmonatsschrift
für die jüdische Jugend

Heft 3 — 1911

2. Jahrgang

VERLAG
»JUNG ISRAEL«
BERLIN SW 68



Inhalt des dritten Heftes:

Redaktion von Jung Israel: Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstraße 134

JUNG ISRAEL

Halbmonatsschrift für die jüdische Jugend

1. Februarheft 1911



Ölbaumspende-Diplom des Jüdischen Nationalfonds

Im Schnee

Ein Märchen von Helmuth Priester

(Schluß)

Die Dunkelheit sank früh hernieder, und plötzlich flammte drüben eine Kerze auf, dann noch eine, und bei ihrem Strahl sah er Ruths Mutter im schweren Seidenkleide stehen und den Segen sprechen, während das Töchterchen mit gefalteten Händen daneben stand und die großen Augen zu den strahlenden Lichtern erhob.

Und da geschah etwas seltsames: im selben Augenblick hielt der Sturm den Atem an, und eine tiefe, weihevolle Ruhe breitete sich über die ganze, stille Straße. Dazu begann es auch wieder in schweren, lautlosen Flocken zu schneien — aber davon merkte der kleine Krüppel nichts, er saß und starrte, starrte in die strahlenden Lichter. So hell brannten sie heute, so leuchtend, wie nie zuvor, und immer glänzender wurde ihr Schein und erfüllte schließlich die ganze Straße mit geheimnisvollem Schimmer.

Plötzlich tat sich die Haustür auf, und auf der Schwelle erschien eine wunder — wunderschöne Mädchengestalt mit weißen fließenden Gewändern und einem schimmernden sechszackigen Stern im Haar. Die winkte dem Knaben auf der Bank, daß er, so rasch das gelähmte Bein es gestatten wollte, herübergehumpelt kam. Da nahm ihn das schöne Mädchen sanft bei der Hand und führte ihn in das Zimmer, in dem die Feiertagslichter brannten. Dort sah er seiner Gefährtin ins Antlitz, und siehe da: das schöne Mädchen mit dem goldbraunen Haar war seine kleine Ruth.

Einen Augenblick stand er sprachlos vor Staunen und blickte bald in das Kerzenlicht und bald ins Ruths Augen. Die aber sprach zu ihm: „Nun komm, du armer Knabe, nun gehen wir in das glückliche Land!“ Und sie erhob die Hand — da verschwanden plötzlich die Wände, und ein weiter, sonniger Weg tat sich vor ihnen auf, der sich in der Ferne in blühenden Bergen verlor.

Und dazu erklang plötzlich eine tiefe ernste Melodie: denn zu beiden Seiten des Weges standen Männer mit faltigen Gewändern und seidenen Gebetmänteln und sangen jene erhabenen hebräischen Weisen, die Jacob einst als kleines Kind im Tempel seiner Heimat gehört hatte. Da sah er den Männern ins Gesicht, und gleich den ersten kannte er: das war ja Moses selbst. Und der nächste? König Saul, an den sich David schmiegte. Und wieder der nächste war jener Dichter, der einst so seltsam verschollen: Jehuda Halevy. Und jeden, jeden in der ganzen langen Reihe kannte Jacob, und alle lächelten ihm gütig an, als wollten sie sagen: wir sind ja alte Bekannte.

Aber Ruth wurde ungeduldig und fragte: „Warum zauderst Du denn noch? Komm doch endlich mit in das glückliche Land, das uns verheißen ist.“

Der Knabe aber schüttelte sinnend den Kopf: „Ich mag nicht gehen, mag nicht glücklich sein, da ich weiß, daß viele Hunderte, viele Tausende von jüdischen Kindern im Elend zurückbleiben.“

Sie aber entgegnete: „Komm nur mit, die anderen werden uns schon folgen! Nur mußt Du tapfer ausharren, denn der Weg ist beschwerlich, und nur wenn Du nicht ermüdest, kannst Du sie Alle befreien.“

Da nahm er vertrauensvoll ihre Hand, und eng aneinander geschmiegt schritten sie den Pfad zwischen den singenden Männerchören entlang.

Als sie eine Weile so gegangen, war es Jacob, als höre er ein Trippeln und Laufen und Schreiten hinter sich. Er drehte sich um, und da sah er einen langen, endlosen Zug von Kindern, die ihm folgten. Große und kleine, blaße, schwache, leidende Kinder und viele, die Wunden in der Stirn oder am Körper trugen. Und je weiter der Zug zurückreichte, desto seltsamer wurde Tracht und Aussehen der Kinder.

„Wer sind denn alle diese?“ fragte er Ruth, und sie antwortete: „Das sind all die Kinder, die leiden mußten um ihres Judentumes willen. Ihre Zahl ist wie Sand am Meer. Nun aber folgen sie uns, und wenn Du aushältst und ohne zu rasten weiterschreitest, so wirst Du sie alle in das selige Zukunftsreich führen.“

Wohl hatten Jacob schon die müden Glieder geschmerzt, und gern hätte er ein Weilchen ausgeruht, aber nun biß er die Zähne aufeinander und humpelte tapfer weiter. Und immer größer und größer wurde die Schar der Kinder, und immer beschwerlicher wurde der Weg. Aber wenn Jacob meinte, nicht weiter zu können, dann sah er Ruth in das liebliche, lächelnde Antlitz, und dann war es ihm, als ob neue Kraft ihn durchfloß.

Den Bergen waren sie schon näher gekommen, schon sahen sie goldene Ähren und lastende Trauben in der Sonne winken, aber Jacob glaubte, zusammenbrechen zu müssen. Da faßte ihn seine Gefährtin wieder bei der Hand und sprach: „Nur ein Weilchen noch halte aus, nur bis zu jener Gartenpforte — dann wirst Du ihrer aller Retter sein.“ Da ergriff der Knabe mit erneuter Anstrengung die Krücken und wanderte mit Aufgebot aller Kraft weiter, und endlich, endlich lag die Pforte vor ihm. Noch eine verzweifelte Anstrengung — dann hatte er die Pforte durchschritten und sank todesmatt in das hohe, weiche Moos.

Da brach es allenthalben los wie brausender Jubel, wie Singen und Schmettern aus tausend Vogelkehlen, und die Tiere des Waldes kamen herbeigesprungen, Rehe und Hirsche, die sich um ihn lagerten. Blumen schossen tausendfältig empor in leuchtenden Farben, mit betörendem Duft, und Sonnenstrahlen rieselten hernieder wie flüssiges Gold.

Unter Jacobs Füßen aber hob sich der Boden und ward zu einem duftenden Blumenthron. Er richtete sich auf — die Krücken waren von ihm gefallen, er trug einen weißen Mantel und eine blitzende Krone, und neben ihm saß, wie eine kleine Königin, Ruth mit dem leuchtenden Stern und schmiegte sich an ihn.

Er blickte um sich und sah vor sich prangende, blumenübersäte Gefilde, auf denen friedlich Raubtier und Lamm beieinander lagen. Und zwischen ihnen tanzten, von Not und Schmerzen befreit, die tausend, tausend Kinder, die er, der kleine Krüppel, hineingeführt in das selige Land. Die Kinder aber jubelten empor zu dem Blütenthron, sangen Lieder, legten Blumen zu des Knaben Füßen und huldigten ihm wie einem König. Wie er aber selig zu seiner Gefährtin auffah — legte sie die Arme um seine Schultern, zog seinen Kopf an ihre Brust und küßte ihn. Da durchrieselte den Knaben ein namenloses Glück — denn nun wußte er, er war im Paradiese. — — — — — — —

„Was liegt denn hier?“ dachte der Schutzmann, der mitten in der Nacht durch die stille Straße schritt und einen festen Schneehaufen vor der Bank liegen sah. „Erfroren, der arme Kerl!“ sagte er mitleidig, als er endlich den Knaben unter der dichten Schneehülle gefunden, und wunderte sich über das selige Lächeln, das um die Züge des toten Betteljungen spielte. Die kleine Ruth aber weinte bitterlich, als sie am Morgen hörte, daß der Hausiererknabe in der vergangenen Nacht erfroren war.

Das Neujahr der Bäume
(15. Schebat)

Wenn der Winter dem ersten milden Lenzhauch zu weichen beginnt, dann feiert man in Palästina ein liebliches, fröhliches Fest: das Neujahr der Bäume. In diesem Monat beginnen die Pflanzen aus dem Winterschlaf zu erwachen, in den alten Stämmen quillt der junge Saft, und den Menschenkindern kommt die erste Frühlingsahnung, die erste neue Hoffnung auf ein gesegnetes, früchtereiches Jahr.

Schon in der Bibel finden wir häufig die Bäume Palästinas erwähnt, wir hören vom fruchtreichen Ölbaum und der schattenspendenden Palme, wir sehen im Geiste die schlanken Zedern des Libanon mit ihren dunklen Kronen hoch in den klaren Himmel hineinragen.

In den langen Jahrhunderten des Mittelalters, als Palästina allmählich verwüstete, ist auch die Baumkultur zurückgegangen, und erst in neuerer Zeit, da fleißige Kolonisten die natürlichen Schätze des Landes wieder zu heben bestrebt sind, beginnt man wieder der Baumkultur reges Interesse zuzuwenden. Granatäpfel und Pfirsiche, Zitronen und Mandeln werden heute in den Kolonien angebaut, und auch zwei Bäume, die man zu biblischer Zeit noch nicht hier kannte, nämlich die Orange und die Opuntia oder Feigendistel mit ihren fleischigen Früchten sind nach Palästina verpflanzt worden. Der wichtigste Baum unseres Heimatlandes ist der Ölbaum, der — anspruchslos — auch in wasserarmem Boden fortkommt und durch Hunderte von Jahren Früchte tragen kann. Der Nutzen des Ölbaums ist unvergleichlich: Oliven und reines Öl, Seife und endlich wertvolles Brennholz — dies alles gewinnt man von ihm. Darum haben die jüdischen Kolonien die Anpflanzung von Ölbäumen zu ihrer Hauptaufgabe gemacht.

Auf unserem Bilde auf der ersten Seite sehen wir Israels blühendes Land mit seinen Hügeln und Tälern. Ein Gärtnerknabe lauscht den Worten des Mannes, der eben einen kleinen Ölbaumtrieb in den Boden versenken will. Er scheint gerade zu dem Knaben, dessen älterer Gefährte ernsthaft zuhört, zu sprechen: „Geschwister seid ihr, das Ölbäumchen und du. In einen harten Boden seid ihr gepflanzt, und rauhe Stürme werden euch umbrausen. Dann müßt ihr euch fest an euren Heimatboden anklammern und warten bis die Sonne wieder scheint, damit ihr zu kräftigen Stämmen heranwachst und dem Lande zum Segen gereicht."

Am Bäume-Neujahrsfest pflanzen die Kinder in den jüdischen Kolonien Bäumchen ein. Man besucht einander, verzehrt alle Fruchtarten, die das Land um diese Jahreszeit bietet und wandert hinaus ins Freie, um selbst zu sehen wie der Frühling Einzug hält in Erez Israel.

Die Königswahl der Bäume
Eine biblische Fabel

Einst gingen die Bäume, einen König zu wählen, und sie sprachen zum Ölbaum: „Regiere über uns".

Da erwiderte der Ölbaum: „Wie, soll ich mein Öl aufgeben, mit dem man Gott Opfer bringt und Könige salbt? und soll gehen, mich müßig zu wiegen über den Bäumen?"

Da sprachen die Bäume zum Feigenbaum: „Geh du, regiere über uns."

Und der Feigenbaum antwortete: „Soll ich meine Süße und meinen schönen Fruchttrieb aufgeben, um mich als König über den Bäumen zu wiegen?"

Nun gingen die Bäume zum Weinstock und sprachen: „So sei du unser Herrscher."

Der Weinstock aber sprach: „Ich soll meinen Most aufgeben, der Gott und Menschen erfreut, um mich über den Bäumen zu wiegen?"

Da gingen die Bäume weiter und gelangten zum Dornbusch, und auch zu ihm sprachen sie: „So sei du unser König."

Da entgegnete ihnen der Dornbusch: „Wenn ihr mich in Wahrheit zum König

salbt und mir die Treue wahren wollt, so kommt und berget euch in meinen Schatten. Wenn ihr mir aber untreu werdet, so wird Feuer ausgehen vom Dornbusch und wird die Zedern des Libanon verzehren.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —



Jozef Israels — Ein Sohn des alten Volkes

Ist es nicht im Leben oft ebenso? Die Weisesten und Einsichtigsten lehnen ein ehrenvolles Amt ab, weil sie sich seiner nicht würdig glauben, und ein unnützer Hohlkopf setzt sich anmaßlich an die erste Stelle und sieht dann gar noch herab auf die, welche mehr sind als er.

Ein Sohn des alten Volkes

Zu dem Bilde des in Holland lebenden jüdischen Malers Jozef Israels

Den ganzen langen Tag ist Moses herumgewandert, den Bänderkasten auf dem Rücken, den Stab in der Hand. Hundert Mal hat er seine Ware vorgelegt, hat aber nur wenig verkauft. Die Sonne ist schon fast untergegangen, da ist er endlich heimgekehrt in sein Häuschen auf dem Hofe der dunklen, engen Judengasse. Seine Frau stand schon am Herd und kochte die Abendsuppe. „Geh, Vaterle, setz dich noch ein bißchen vor die Tür, bis ich fertig bin. Nimm dein Seidel mit, ich habe dir eine Flasche Bier herausgesetzt," hat sie gesagt.

So hat er sich seinen Stuhl vor die Haustür auf den Hof gestellt, und während die Abenddämmerung immer tiefer herabsinkt, starrt Moses träumend vor sich hin. Wie die Zeit doch hingeht — zehn, zwanzig Jahre sind es nun schon, daß er in diesem Häuschen wohnt, und ein Tag war wie der andere, und das Judengäßchen ist sich immer gleich geblieben. Nur aus dem jungen, frischen Moses von einst, der von goldenen Schlössern träumte, die er seiner Sarah schenken wollte, ist ein armer, müder Hausierer geworden. Morgen muß er wieder mit dem Packen gehen. Ob das einst anders werden wird, einst, wenn die Verheißungen der Propheten sich erfüllt haben werden?

Das alles denkt Moses, und dazwischen hört er drinnen in der Stube seine Frau am Ofen hantieren und wartet auf ihren Ruf:

„Nu, Vaterle, wo bleibst du? die Suppe wird kalt!"

Eine Schulstunde im alten Jerusalem

Ueber den Marktplatz der heiligen Stadt kommt eilig ein Rabbi gelaufen.

„Warum so hastig?" ruft ihm ein Bekannter zu.

„Weil es eine der einem Rabbi verbotenen sechs Handlungen ist, zu spät zur Schule zu kommen," ruft der andere zurück.

„Und welches sind die fünf anderen Verbote?" erkundigt sich der Mann bei einem Freunde.

„Mit parfümierten Kleidern einhergehen, zerrissene Schuhe tragen, des Abends allein ausgehen, sich lange mit einer Frau auf der Straße unterhalten und die Zeit mit Unwissenden vertändeln."

Wieder kommt ein Mann raschen Schrittes vorbei; er ist anscheinend eben erst aufgestanden und bringt schleunigst seinen Jungen zur Schule, denn auf nichts wird strenger geachtet, als auf den Unterricht der Kinder. „Die Welt beruht auf dem Atem der Schulkinder", sagt ein Sprichwort, und man erzählt sich folgende Geschichte:

Einige weise Männer bereisten das Land, um allenthalben die Schulen zu inspizieren oder, wenn nötig, solche zu gründen. Da kamen sie zu einer Stadt, in der sie keine einzige

Schule fanden. Entrüstet riefen sie: „Bringt die Hüter der Stadt her.“ Die Soldaten wurden zusammengerufen, aber die Weisen sagten, nicht diese hätten sie gemeint. Da wurden ihnen die Räte der Stadt vorgeführt, doch wieder sprachen die Weisen: „Auch diese sind nicht die Hüter der Stadt.“ „Wen meint Ihr denn dann?“ fragten die Bürger erstaunt, und die Weisen antworteten: „Die Schullehrer sind die Hüter der Stadt.“

Treten wir nun in eine Schule der Stadt ein, in der die „Hüter“ gerade am Werk sind. Wir finden zwei Abteilungen, eine für die Kinder und die andere, eine Art Universitätskolleg, für die älteren Studenten. Die Kleinen fangen im 6. oder 7. Jahre an und lernen zuerst das: „Höre Israel —“ sowie den Satz: „Das Gesetz, das Moses uns gegeben, ist das Erbe der Gemeinde Jacobs“. Auch Stellen aus der Bibel lernen sie und später die Erklärungen und Zusätze, welche die Rabbiner dem biblischen Gesetz hinzugefügt haben.

Es dürfen immer nur 25 Schüler in einer Klasse sein, und bei schönem Wetter findet der Unterricht unter Gottes freiem Himmel statt. Im Klassenzimmer sitzen die Schüler auf dem Fußboden oder auf Kissen und Fußbänken, oft stehen sie auch im Halbkreis um den Lehrer herum.

Es gibt eine ganze Reihe von Schulverordnungen, von denen einige ganz modern klingen:

„Der Schüler hat regelmäßig zum Unterricht zu kommen.“

„Der Schüler darf während der Stunde nicht ohne Erlaubnis des Lehrers aufstehen.“

„Der Schüler darf nur solche Fragen stellen, die sich auf das besprochene Thema beziehen.“

„Der Schüler soll den Lehrer nicht in dem Augenblick, wo dieser die Klasse betritt, etwas fragen.“

Es wird in dieser Schule nicht nur Hebräisch gelernt, sondern auch Lateinisch, Syrisch und besonders Griechisch. Die älteren Knaben lernen auch Astronomie, Botanik und andere Wissenschaften. Dazwischen wird geturnt und Sport getrieben, und die Rabbiner sagen: „Jeder Vater hat die Pflicht, seinen Sohn Schwimmen zu lehren.“ Aber nicht immer geht es friedlich her, sondern manchmal gibt es auch Prügel mit einem Lederriemen.

In einer Klasse spricht der Lehrer mit den Schülern gerade darüber, ob der Beruf des Gelehrten besser sei als der des Kaufmanns und erzählt ihnen bei dieser Gelegenheit von einem Weisen, der mit einigen Kaufleuten zusammen eine Schiffsreise machte. Er wurde gefragt, was für Güter er denn mit sich führe und erwiderte: „Sehr kostbare.“ Da verspotteten ihn die anderen, denn sie wußten, daß er nichts an Bord hatte.

Kurz darauf wurde das Schiff von Seeräubern überfallen, die Passagiere ihrer ganzen Habe beraubt und in einer kleinen Stadt ans Land gesetzt. Dort bat man den Weisen, dessen Ruhm ihm vorangeeilt war, zu lehren und Vorträge zu halten, und bald strömten die Menschen aus allen Städten herbei, so daß der Weise sehr reich wurde und seine Mitreisenden, denen es unmöglich gewesen, Arbeit zu finden, unterstützen konnte. So sahen sie ein, wie recht er hatte, als er seine Güter wertvoll nannte. —

Nun bespricht der Lehrer den Wert der Selbstbeherrschung und läßt auch die Schüler ihre Meinung sagen, und zum Schluß erzählt er ihnen noch eine kleine Geschichte:

„Hole mir ein wenig Käse und ein paar Eier,“ sprach ein Athener zu einem Knaben.

Dieser brachte das Gewünschte, worauf ihn der Athener fragte: „Nun sage mir, welcher Käse ist aus der Milch einer weißen Ziege und welcher aus der Milch einer schwarzen Ziege bereitet?“

„Das will ich dir beantworten, sobald du mir gesagt haben wirst, welches Ei von einer weißen und welches von einer schwarzen Henne kommt,“ erwiderte der schlaue kleine Hebräer. E. A. N.



Abraham ibn Esra



Unter den großen jüdischen Dichtern und Gelehrten, die im Mittelalter in Spanien lebten, ist einer der bedeutendsten Abraham ibn Esra. Er ist im Jahre 1092 geboren und führte ein unstetes Wanderleben, das ihn nach Italien, Frankreich, England und afrikanischen Ländern brachte. Gestorben ist er 1167 zu Rom. Nachstehend bringen wir eines seiner Gedichte:

Die Lebensalter

Bedächte doch der Sohn der Erde,
Daß er des Staubes Beute werde!

Im fünften Jahre Heil dem Kinde,
Sein Tag bricht an so sanft und linde,
Wie es sich an die Mutter schmiegt,
Sich froh am Hals des Vaters wiegt!

O dringt nicht in den zehn Jahr Alten
Mit Sittenlehren, klugen, kalten,
Genug noch lernt er Zucht im Leben,
Jetzt möge Sanftmut ihn erheben!

Wenn zwanzig Jahre ihn erreichen,
Ist er dem Reh wohl zu vergleichen:
Er stürmt hinaus mit wildem Triebe,
Und ihn umschlingt gar bald die Liebe!

Sind dreißig Jahre ihm vergangen,
Nimmt er ein Weib und ist gefangen,
Des Lebens Kämpfe ihn umgeben:
Denn Frau und Kinder wollen leben!

Sind vierzig Jahre ihm verflossen,
Ob wonnereich, ob ungenossen,
Verachtet er des Lebens Schein
Und wandelt seinen Weg allein.

Zu fünfzig Jahren schwankt die Wage —
Es nahen bald die Trauertage;
Der Reiz erstirbt im Hintergrunde;
Er zürnt des Leichtsinns froher Stunde.

Was treibt der Mann zu sechzig Jahren?
Er weicht nicht aus mehr den Gefahren,
Die Kräfte, die ihm kaum geblieben,
Ach wie sie nach und nach zerstieben!

Hat er nun siebzig Jahr' vollendet,
Wie alles sich da von ihm wendet!
Verlassen wankt er still zu Grabe
Ist sich zur Last und — seinem Stabe.

Und rufen achtzig Jahr' zur Rast,
Ist seinen Kindern er zur Last,
Die Sinne weichen aus dem Gleise —
Und bitter schmecken Trank und Speise.

Und sollt' er gar noch weiter schleichen,
Ist er den Toten zu vergleichen; —
Drum wohl, wer hier als Fremdling lebt
Für's Heil der Seele wirkt und strebt!

Bedächte doch der Sohn der Erde,
Daß er des Staubes Beute werde!

(Aus Karpeles, „Zionsharfe".)

Der Hirtenbube

Aus dem jüdischen Sagenschatz. Von H. H. C.

Es war einmal ein Bübchen, das hieß Ruben und hütete die Gänse.

Ruben hatte keine Eltern mehr und war schon als kleines Kind mit seinem Großvater, der den Hausiererkasten auf dem Rücken trug, über Land gewandert, bis eines Tages der alte Händler im Wirtshaus vom Schlage getroffen wurde und auf der Stelle starb.

Da sahen die Gemeindeältesten das Bübchen mit den blauen Augen, das so verlassen dastand, mißmutig an, denn es gefiel ihnen gar nicht, daß sie nun den fremden Waisenknaben versorgen sollten. Dann sprachen sie: „wer Gemeindebrot essen will, muß auch Gemeindearbeit tun“, und da der bisherige alte Gänsehirt ohnehin so blind und lahm geworden war, daß er zu keiner Arbeit mehr taugte, gaben sie dem Bübchen seinen Hirtenstab und Rucksack, riefen den struppigen Spitz herbei, der auf einem Ohr taub war, und schickten Ruben auf die Gemeindewiese am Stadttor.

Da lag nun das Bübchen im Grase, Tag für Tag, ließ sich von den Sonnenstrahlen kosen und vom Wind durchwehen und blickte auf zu den eilenden Wolken am tiefblauen Himmel. Davon wurden seine klaren Augen immer noch klarer und blauer, bis sie leuchteten wie der Sommerhimmel. Es dauerte auch gar nicht lange bis das Bübchen Gesellschaft in seiner Einsamkeit fand. Da waren vor allem die Wiesenblumen — die kannte er alle bei Namen und hörte sie förmlich wachsen und verblühen.

Dann kamen die Vögel und zwitscherten ihm ganz abenteuerliche Geschichten vor von ihren Reisen über das Weltmeer, und die Schmetterlinge umgaukelten ihn und fürchteten sich kein bischen vor ihm. Daß er die Gänse alle einzeln kannte, ihre Elternsorgen mitempfand und ihren Jugendübermut milde im Zaume hielt, das braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Ganz zu schweigen von dem tauben Spitz — der war sein bester Freund, mit dem er jeden Bissen teilte und lange, wichtige Gespräche führte. Der Spitz sagte allerdings immer nur „Wau—wau“, aber darin lag für Ruben eine ganze Welt von Bedeutungen.

Wenn es ihm aber doch einmal langweilig auf der Wiese wurde, dann begann er zu pfeifen wie er es den Vögeln abgelauscht, und bald konnte er es so gut, daß die Vögel einander zuriefen: „Seid still und hört dem kleinen Gänsehirten aus der Judengasse zu. Der kann es ja besser als wir!“

So lange der Sommer dauerte, ging es unserem Bübchen gar herrlich. Im Winter freilich, da war es nicht so schön. Da mußte er allerlei Botengänge tun und sich allenthalben nützlich machen. Aber in den engen Gäßchen und dunklen Stuben der Judenstadt wollte es ihm gar nicht gefallen, und kaum konnte er den Frühling erwarten, um wieder mit seinen Gänsen hinaus ins Freie zu gelangen. Am allerschlimmsten war ihm zu Mute, wenn er mitunter, an trüben Wintertagen

ins Cheder geschickt wurde. Dann saß er in der heißen, dumpfen Schulstube, wo die Kinder durcheinanderschrien und verstand kein Wort von dem, was der Lehrer sagte. Denn weil er doch so selten ins Cheder ging, hatte er weder lesen noch schreiben gelernt, sondern blieb ein ganz dummer Hirtenbub.

Als er größer ward, da fand man, daß er nun schon schwerere Arbeit tun könne, und als der Winternebel zu weichen begann und das saftige junge Gras aus dem Boden hervorschoß, da sagte man ihm eines Tages, nun solle er auf die große Wiese am anderen Ende der Judengasse gehen und die Kühe hüten. Da nahm Ruben Abschied von seinen Gänsen, pfiff seinen Spitz herbei und zog auf die neue Wiese. Bald war er auch hier wieder heimisch. Er stieg hinauf auf die Hügel und blickte ins Tal hinab; dann legte er sich wieder ins hohe Gras, mitten unter seine Kühe und Kälber und pfiff, pfiff in den sonnigen Tag hinein. Der Spitz hörte ernsthaft zu.

Auch einen neuen Freund fand er auf der Viehweide, aber diesmal keinen vierbeinigen, sondern einen, der richtig auf zwei Beinen aufrecht ging. Die Judenwiese nämlich stieß an die ganz große Bürgerwiese und war von dieser nur durch einen Holzzaun getrennt. Jenseits dieses Zaunes aber weideten die Kühe der Stadtbürger, und unter ihnen wandelte ein alter Hirt, der beständig an einem blauen Strumpf strickte und manchmal ganz freundlich zu Ruben hinübersah. Nicht lange dauerte es, da hatten sie Freundschaft geschlossen, und nun kletterte Ruben oft über den Zaun und ging neben dem strickenden alten Hirten einher, der ihm allerlei erzählte: von den Gnomen im Walde und den Bergriesen und manchmal auch von dem Vater droben im Himmel, der diese ganze schöne Erde mitsamt den Wiesen und Kälbern geschaffen. Wenn dann Ruben wieder einsam im Grase lag, dann war es ihm mitunter, als würde der Himmel weit und immer weiter und als könne er hindurchsehen durch das leuchtende Blau und den Herrgott selbst, umgeben von allen seinen Engeln, auf seinem strahlenden Throne erblicken.

Manchmal auch, wenn der alte Hirt des Erzählens müde war, fing der junge an, seine hellen Weisen zu flöten. So schritten sie nebeneinander her. Die beiden Spitzhunde trabten einträchtig hinter ihnen und sagten von Zeit zu Zeit „wau—wau".

So wie Ruben nur selten ins Cheder kam, so hatte er auch die Synagoge fast niemals betreten. Er schämte sich seines armseligen Hirtenkleides und seiner Unwissenheit — verstand er doch nichts von allen den Gebeten.

An einem Feiertag aber — war es nicht zu Passah? ach nein, am Versöhnungstage war es — da fand ihn ein altes Weib müßig auf der Straße herumlungern und hieß ihn, in die Synagoge gehen, wie es einem guten Juden gezieme. Ruben kam von seiner Wiese her. Da draußen hatte die Sonne noch einmal so warm und milde geschienen wie im Hochsommer und hatte die braunen und roten Blätter des Waldes in strahlendes Gold getaucht. Und hinter dem See, da hatte eine weiße Wolkenwand in den blauen Himmel geragt wie ein Eis- und Schneegebirge. Das alles hatte Rubens Herz mit unaussprechlicher Seligkeit gefüllt und wie er nun in die Synagoge eintrat, da leuchteten seine blauen Augen noch vor Wonne.

Drinnen im Tempel, da war es dunkel und ein Gewirr von Stimmen, die

sich jagten und überschlugen, drang ihm entgegen. Denn die Leute waren alle schon auf ihren Plätzen, vorn die Gelehrten und Vornehmen des Städtchens, dann die Bürger und ganz hinten an der Tür die Armen.

Und sie beteten laut und eifrig, und doch war manch einer dabei, dessen Gedanken nicht bei seinem Gott waren und dessen Reue nicht aufrichtig war.

Ruben drückte sich verlegen in eine Ecke, er schämte sich, daß er kein besseres Kleid hatte und auch kein Gebetbuch besaß und nichts von dem Beten verstand. Ganz verlassen kam er sich vor und mußte daran denken, was er doch für ein armer, einsamer Waisenknabe sei. Aber gleich darauf fiel ihm seine Wiese ein und der blaue Himmel und die roten Herbstbäume und daß das alles der liebe Herrgott für ihn gemacht. Da wurde ihm auf einmal das Herz so voll, so voll, daß er es nicht mehr tragen konnte. Er suchte und suchte nach einem Ausdruck für seine große Dankbarkeit, und weil er doch nichts anderes konnte, spitzte er die Lippen und begann, hell und schmetternd in die Synagoge hineinzupfeifen. Zuerst war alles sprachlos vor Schrecken, dann entstand eine große Verwirrung, und als man sah, wer der Übeltäter war, da stürzten sich Zwanzig, Dreißig auf ihn und wollten ihn hinauswerfen. Aber plötzlich wurden alle still, denn die Stimme des Rabbi hatte ihnen Ruhe geboten. Er stand oben neben der heiligen Lade, hatte die Hand erhoben, und auf seinem Antlitz lag es wie ein Schein von Verklärung.



Palmenallee in Palästina

„Wer ist es“, rief er, „der gepfiffen hat? Der Hirtenbube? so dankt ihm, denn er hat Gott gefallen. Seit fünfzig Jahren harrten unsere Gebete an den Pforten des Himmels auf Einlaß, aber die Pforten blieben verschlossen, denn in unseren Herzen war Falsch und Unrecht. Da kam der Hirtenknabe und pfiff, und vor dem Pfeifen des reinen, dankbaren Kindes öffnete sich die Himmelstür, unsere Gebete konnten einziehen und hindringen zum Thron des Ewigen. Daß keiner den Hirtenbuben schelte, denn er hat Gottes Gnade auf uns herabgezogen!“

Da wichen sie alle beschämt zurück und ließen Ruben nach vorn gehen und sich unter die Allervornehmsten der Gemeinde setzen, denn nun wußten sie, daß der liebe Gott ein reines, fröhliches Herz mehr liebt als alles Weinen und Beten.

Waffen und Rüstungen der Juden im Altertum

Wenn man bedenkt, daß unsere Vorväter kühne Recken waren, die ständig Kriege mit den Nachbarvölkern zu führen hatten, so wundert man sich, daß bei allen Ausgrabungen, die im Laufe der Jahre in Palästina unternommen worden sind, nicht mehr jüdische Waffen zutage gefördert wurden. Wahrscheinlich haben die Sieger die Waffen ihrer Gefangenen immer zerstört, damit letztere nichts ausgesprochen Jüdisches besitzen sollten, an das ihr Herz sich klammern konnte. Auch daß die Juden sich „keinerlei Bildnis" machen durften, ist dem Studium ihrer Waffen und Werkzeuge hinderlich; was wüßten wir von den Assyrern, Ägyptern, Griechen und Römern, wenn diese uns nicht auf Tausenden von Bildwerken dargestellt wären?

Dennoch kann man, wenn man die Bibel aufmerksam durchliest, eine ganze Reihe von Schlüssen auf die Kampfmittel der alten Hebräer ziehen.

Schon als Knabe mußte der Jude die Führung der Waffen erlernen, denn ein Nomadenvolk — und Ihr wißt ja, das waren unsere Voreltern — ist vielen Gefahren und Anfeindungen auf seinen Zügen ausgesetzt. Am häufigsten ist in der Bibel das Schwert erwähnt; schon Laban besitzt ein „Chereb", aber besonders furchtbar wirkt diese Waffe, als Simeon und Levi Schechem und alle Einwohner der Stadt erschlagen. Einen noch schrecklicheren Eindruck erhält man von der Kraft des jüdischen Schwertes in der Geschichte von Joab, der treulos den Amasa ermordet. Joab war ein erprobter Krieger und muß verstanden haben, das Schwert auch linkshändig zu gebrauchen; denn als er den Amasa trifft, versetzt er ihm mit der Waffe in seiner Linken einen so mächtigen Hieb, daß der Feind sich im Blute wälzt.

Der „Chereb" muß ein kurzes, leichtes Schwert gewesen sein, ähnlich wie unsere Bajonnets. Es wurde in einer Scheide am Gürtel getragen, aber anscheinend nicht in Friedenszeiten, denn „das Schwert umgürten" hieß: den Krieg beginnen. Das zweischneidige Schwert war ebenso verbreitet wie das einschneidige und ebenso furchtbar.

Eine andere bei unseren Vorvätern eingeführte Waffe war der Speer oder Wurfspieß („Chanith" und „Kidon"), ferner auch die „Romach" genannte leichtere Lanze, mit der Phineas, der Enkel des Aron, den Israeliten und den Midianiten tötete. Wahrscheinlich fertigten die jüdischen Hirten ihre Speerspitzen zuerst aus Tierhörnern, die im Wasser glatt gezogen, ganz scharf zugespitzt und dann auf dem Schaft befestigt wurden. Mit diesen furchtbaren Waffen erlegte man Ochsen, ja sogar Elefanten. Erst später benutzte man Speerspitzen aus Bronze oder Eisen.

Die Hauptleute scheinen sich äußerlich dadurch unterschieden zu haben, daß sie besonders schwere Wurfspieße trugen, wenn diese auch nicht gerade die Größe von Goliaths Speer hatten, der bekanntlich wie ein Weberbaum war und 600 Schekel wog. Auch König Saul trug einen schweren Spieß, den er, wie aus seinen Angriffen auf David und Jonathan hervorgeht, gern gebrauchte. Selbst wenn er im Freien schlief, war sein Speer an seinem Lager aufgepflanzt, und der Amalekiter, der ihm die Nachricht von Davids Tod brachte, erzählt, der König habe sich auf seinen Speer gelehnt und den Boten gebeten, ihn zu töten. Dagegen erzählt allerdings das erste Buch Samuel, Saul habe sich selbst in sein Schwert gestürzt.

David und Jonathan waren gleichfalls geübte Speerwerfer, aber auch als Bogenschützen zeichneten sie sich aus wie die meisten ihres Volkes. Im Bogenschießen übertrafen die Kinder Israel alle anderen Nationen, doch übten sie sich hierin vorwiegend zum Spiel und bei der Jagd. Erst nach Sauls Tode organisierte David eine Truppe von Bogenschützen. Später zeichneten sich dann die Benjamiten besonders im Bogenschießen aus, doch standen ihnen die Stämme Ruben, Gad, Manasse und Ephraim wenig nach.

Die Steinschleuder war ein nicht minder bekanntes Kampfmittel, und auch in ihrem Gebrauch standen die Benjamiten an der Spitze, sie wußten die Schleuder mit beiden Händen zu gebrauchen, und zur Zeit der Richter konnten 300 Benjamiten mit der linken Hand „den Stein auf Haaresbreite schleudern, ohne das Ziel zu verfehlen.“

Dies alles waren Angriffswaffen. Zur Abwehr diente natürlich vor allem der Brustschild oder Küraß, der den ganzen Oberkörper schützte, während der „Kobong“, der Helm, den Kopf bedeckte. Es spricht aber für den Mut der alten hebräischen Soldaten, daß sie mehr als die Rüstung den „Mogen“, den Schild, gebrauchten. Diese Schilde gab es in verschiedenen Formen; die einfachsten waren aus Ochsenhaut hergestellt, doch ging man später zur Verwendung von Metallschilden, teilweise in kostbarster Ausführung, über; eine mit Edelsteinen besetzte „Zinnah“ war bei den jüdischen Heeresführern nichts Ungewöhnliches.

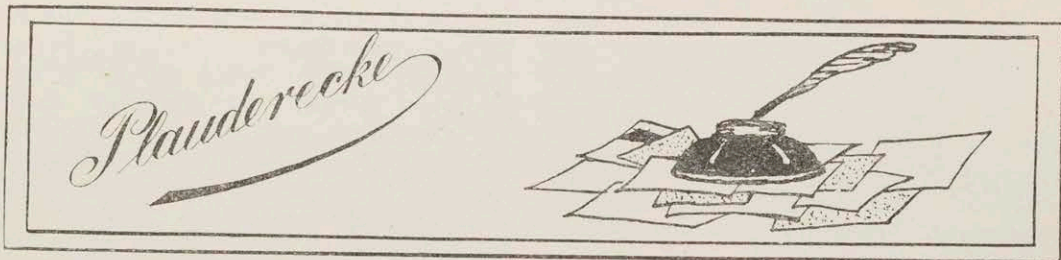
Die ersten Helme der jüdischen Soldaten reichten bis über Ohren und Genick und bestanden zuerst ganz aus Tierhäuten, bis auch hier das Metall an die Stelle des Leders trat.

Mein Mamme

Gedicht von Leo Dembitzer

**Mein Mamme, mein Mamme, wenn 'ch tor nor onküken,
Dann heibt in mein Herzen a Wehmut on drücken,
Vun Glanz schoin verloschen die Oigen, die Oigen,
Es scheint, as ihr Hoffnung is lang schoin verfloigen.
Die Lippen, ach blasse, gekneitscht is der Steren,
Mir scheint, as Bekanntschaft hot sie mit Thrären.
In Herz is do Wunden un bange Gefühlen,
Noch Spuren vun Stolzkeit, amoligen Willen. . . .
Ihr Gloiben, ihr Gloiben liegt lang schoin begroben.
A Peckel, a groißen, halt sie in ein trogen:
Sie geiht doch hausieren auf Stocken un Haiser,
Sie is doch vun Stübel der einziger Speiser;
Sie kummt nor in Stübel, gleich frägen die Kinder:
„O Mamme, o Mamme, wos brengst uns azinder?“ —
„A Pfennig, mein Kleiner,“ sie enfert gelassen,
Und wischt sich dem Steren: „A Hitz in der Gassen!“
Sie heibt bald mit Späner zu kochen beginnen,
„Getohn a Poor Groschen mit Schweiß heint verdienen.“ —
Un itzt is sie glücklech, on Arbeit vergessen,
Sie thot doch die Kinder schoin geben zu essen.
A Schmeichel vun Freide, vun Mutter die Liebe,
Strahlt auf ihr Ponim, dos matte, dos trübe.
Sie bett bald dos Bettel un legt sei zu Füßen —
O, mir werd dos Herz schier var Wehtog zerrissen. . . .**

(Aus „Verloirene Welten“, Jargongedichte.
Verlag von Dr. Franz Ledermann, Berlin.)



Meine lieben Neffen und Nichten!

Die Plaudertante hat in der letzten Zeit viele hübsche, liebe Briefe bekommen, und am meisten hat sie sich über einen gefreut, der an Euch gerichtet war. Den sollt Ihr heute zu sehen bekommen.

Wenn einer von Euch etwas Interessantes zu berichten hat, was nicht nur die Plaudertante, sondern auch die Leser von „JungIsrael" interessiert, dann schreibt es nur, und wenn irgend möglich, soll es in der Plauderecke abgedruckt werden.

Nun hört den hübschen

Brief aus dem Elsaß.

Liebe Kinder!

Kennt jemand von Euch unsre schöne Stadt Straßburg mit dem alten hohen Münster? In dieser Stadt freuen wir uns jeden Samstag auf unsern Kindernachmittag. Und was wir da heute getan haben, davon will ich Euch erzählen.

Da sind liebe Damen, die erzählen uns jüdische Märchen und Geschichten aus unsrer großen Vergangenheit. Wer kennen schon all die schönen Bilder der jüdischen Künstler.

Aber auch wir selbst müssen zur Unterhaltung beitragen.

Wir lernen hübsche Gedichte und Lieder, erzählen aus der Bibel und der nachbiblischen Geschichte und schreiben kleine Aufsätze über die jüdischen Bilder, die wir gesehen.

Nach dem Ernste kommt auch bei uns das Spiel. Da kommen all die Rätsel und die lustigen Scherzrätsel dran. Die Kuchen und all die schönen Spiele dürfen auch nie bei uns fehlen. Selbstredend gibt es bei uns keine Unterschiede zwischen armen und reichen Kindern. Wir sind alle fröhlich beisammen.

Liebe Kinder, wenn Ihr so etwas auch in Eurer Stadt haben möchtet, dann geht nur zu unseren großen Freundinnen und bittet sie recht herzlich, auch diese wunderschönen Kindernachmittage einzuführen.

Dann erzählen wir uns jedesmal in „Jung Israel" was wir gelesen und Schönes gehört und gesehen haben.

Eure Freundin
Mirjam.

Ein Gesellschaftsspiel

Als mich neulich ein paar kleine Freunde besuchten, haben wir ein hübsches Spiel zusammen gespielt, das mir schon in meiner Kindheit viel Freude bereitet hat.

Wir setzten uns in einem Kreise nieder. Dann warf ich einem kleinen Freunde ein zusammengeknotetes Taschentuch hin und rief ihm einen Satz zu, der die Worte „kein" und „ohne" enthielt; nämlich: „Kein Haus ohne Dach".

Darauf mußte er flink einen Satz ersinnen, der gleichfalls die Worte „kein" und „ohne" enthielt und sich auf den meinen reimte. Er sagte also

„Kein Wald ohne Bach".

Dann warf er das Tuch seiner Schwester zu und rief:

„Keine Puppe ohne Kopf"

und sie antwortete:

„Keine Küche ohne Topf".

So ging das Spiel weiter, und wir hörten ganz nette Verse, z. B.:

„Kein Vogel ohne Feder"
„Kein Schuh ohne Leder"
„Kein Bauer ohne Korn"
„Keine Rose ohne Dorn".

Am meisten mußten wir lachen als ein kleines Mädchen auf den Vers:

„Kein Sabbath ohne Lichter"
„Kein Jung Israel ohne Dichter"

antwortete. Vielleicht versucht auch ihr einmal das Spiel.

Briefkasten

Paula Hammel, Straßburg. Herzlichen Dank. Die Geschichte ist aber ein wenig zu schwer verständlich und geht Dir deshalb wieder zu.

G. Dienemann, Charlottenburg. Das hübsche Rätsel erscheint.

Hans Goldberg, Berlin. Einen Verein willst Du gründen, durch den die „Jung Israel"-Neffen näher bekannt werden? Nun, vielleicht wird etwas daraus. Alle Berliner Neffen, die gern einem solchen Verein beitreten wollen, werden also hiermit aufgefordert, dies der Briefkastentante mitzuteilen. — Für „Jung Israel" sind Deine Verse aber noch nicht passend.

Siegfried Jonas, Breslau. Du bist wirklich ein fleißiger Briefschreiber, lieber Neffe. Die Schulgeschichte war ja sonderbar. Deine Erzählung ist sehr niedlich, und damit Du nicht länger zu warten brauchst, soll sie — statt des Gedichtes — schon in der nächsten Nummer erscheinen.

Max u. Gertrud Rothschild, Dessau. Von Euren netten Rätseln erscheint eins schon in dieser Nummer, das andere demnächst.

Isidor Sißlé, Königsberg. Mit Deinem ersten Rätsel müssen wir noch warten, weil schon einmal etwas Ähnliches erschienen ist. Die diesmal gesandten sind zu leicht.

Max Ullmann, Schweinfurt. Von Deinen Rätseln wird sich wohl manches verwenden lassen. Tauschgesuche bringt „Jung Israel" nicht, dagegen findet sich vielleicht ein Briefkastenkind, das Dir Ansichtskarten schickt. Mit der Frage wegen Bestellung mußt Du Dich an den Verlag, Berlin SW., Zimmerstr. 77 wenden.

Hanna Würzburger, Rappenau. Deine Frage wird in Heft 4 beantwortet.

Hugo Konn, Königsberg. Die Rätsel, für die ich schön danke, werde ich prüfen.

Sally Paretzkin, Königsberg. Deine Frage werde ich in der nächsten Nummer beantworten. Diesmal ist der Raum zu knapp.

Martin Abraham, Berlin. Die hübschen Rätsel sollen erscheinen.

Georg Karger, Wollstein. Auch dein Rätsel muß noch geprüft werden.

Die Ergebnisse des Preisausschreibens werden in Heft 4 veröffentlicht!

Rätselecke

Zur Beachtung!

I. Nur die Namen von Einsendern, deren Rätsellösungen spätestens eine Woche vor Erscheinen jeder neuen Nummer in den Händen der Redaktion von „Jung-Israel", Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstr. 134, sind, können veröffentlicht werden.

II. Briefkastenkinder, die Rätselaufgaben einsenden, müssen diese sauber auf einen besonderen Bogen schreiben und die Auflösung mitangeben.

Auflösung der Rätsel aus Heft 2:

I.

Not macht erfinderisch.

II.

Die Besitzerin der Visitenkarte ist acht Jahre alt.

Richtige Lösungen sandten:

Geschwister Cohn, Crone
Hans Goldberg, Berlin
Geschwister Gutmann, Nürnberg
Max Ullmann, Schweinfurt
Ernst Kolzenstein, Hameln
Hugo Konn, Königsberg
Julian Krakauer, Crone
Carl Levy, Cöln
Walter u. Alice Löwe, Duisburg
Margret Löwe, Duisburg
Sally Paretzkin, Königsberg
G. Piczenik, Königsberg
Erna Rafalowicz, Nürnberg (Nr. II)
Isidor Sißlé, Königsberg
Ricka Stock u. Irene Kahn (Nr. II)
Kurt Voß, Neustettin
Alfred u. Kurt Weißler, Nicolai

Rätsel

I.

Es wurde Eins — Zwei lange schon
Zu Eins im eig'nen Zwei,
Drum suchte auch in ferner Zon'
Sich Eins — Zwei neues Zwei

Als man die Zwei — Eins weggebracht,
Da freute sich Eins — Zwei,
Denn kurz ward ihm der Weg gemacht
Nach seiner fernen Zwei.

(Eingesandt von Max und Gertrud Rothschild, Dessau.)

II.

Silbenrätsel.

lehr — blei — im — mei — fen — ling — lern — ster — im — nen — be — schaf

In richtiger Reihenfolge gelesen, ergeben obige Silben ein Sprichwort.

(Eingesandt von Max Ullmann, Schweinfurt.)

III.

cha — char — dab — e — e — ech — el — ez — föhn — il — is — ja — li — ma — mi — na — nas — og — om — ot — pe — ra — re — ri — sa — sau — se — sim — son — te — to — trom — zin

1. Kleiner Prophet, 2. Vorname, 3. starker Held, 4. Hohepriester, 5. König von Israel, 6. König von Juda, 7. König von Basan. 8. Sohn Jerobeams, 9. Blasinstrument, 10. Jakobs Bruder, 11. Wind, 12. Volk, 13. König von Israel, 14. König von Syrien, 15. Prophet.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines jüdischen Baronets und Wohltäters.

(Eingesandt von G. Dienemann, Charlottenburg.)

Kalender

Tebeth-Sch'bath 5671 — Januar-Februar 1911

27		Freitag		27
28	Waëra, Jecheskel 28, 25-29,21	Sonnabend	Neumondverkündigung Nacht 5,29	28
29		Sonntag		29
Sch'bat 1	Rosch Chodesch	Montag	Neumondtag	30
2		Dienstag		31
3		Mittwoch		Febr. 1
4		Donnerst.		2
5		Freitag		3
6	Bo Jirmijoh 46, 13-28	Sonnabend	Nacht 5,41	4
7		Sonntag		5
8		Montag		6
9		Dienstag		7
10		Mittwoch		8
11		Donnerst.		9
12		Freitag		10
13	B'schalach, Sabbath Schirah Richter 4,4-5,31	Sonnabend	Nacht 5,52	11

Merkspruch: Unkraut, auch ungepflegt, gedeiht,
Doch Frucht will Pflege, Schutz und Zeit

Verantwortlich für die Redaktion: H. H. Cohn, Berlin-Wilmersdorf. — Druck: Leonhard Simion Nf., Berlin S.W. 48.

Druck von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.